

Nr. 8

1917

Illustriertes Unterhaltungs- Blatt

Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.



Transport eines Verwundeten im Hochgebirge.

Die Franzosenruhr.

Ein Kriegerroman von Alwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Mir ist nicht zum Feiern, Herr Doktor!“ stieß sie mühsam hervor. „Und außerdem... glaube ich Ihre Siegesnachrichten nicht! Hinterher stellt sich fast immer das Gegenteil heraus!“

„Vorüber Sie, wie es mir scheint, eine gewisse Beruhigung empfinden!“ bemerkte er spitz.

Sie fühlte sich wie ertappt und wechselte die Farbe.

„Ich glaube, ich glaube, bedrohte er sie in gezierter Schallhaftigkeit. „Ihr Patriotismus steht nicht auf ganz sicheren Füßen, mein gnädiges Fräulein!“

„Ach, lassen Sie mich mit Ihren Spötteleien zufrieden“, entgegnete sie unsicher, „und sagen Sie mir lieber, ob Sie gestern Abend noch nach Genf telegraphiert haben!“

„Amtsgeheimnis!“ vorstachelte er sich kaltblütig. „Nebensächlich ist diese so fieberhaft betriebene Hilfsaktion auch nicht ganz unverdächtig. Schwester! Es wäre doch gut, nach einem Ausgleich zu suchen und sich heute Abend nicht auszuschließen! Mich persönlich würden Sie dadurch ganz besonders verpflichtet. Und Sie wissen doch: eine Hand wäscht die andere! Außerdem kann ich Ihnen mitteilen, daß Ihr etwas geradezu geratener Vetter Fernier dienstlich verhindert ist, dabei zu sein. Eine Wiederholung der peinlichen Attacke von gestern Abend brauchen Sie also nicht zu fürchten...“

„Dienstlich verhindert bin ich auch!“ warf sie ein. „Und vor George Fernier fürchte ich mich ganz und gar nicht. Wir haben uns längst wieder vertragen!“

„Ah, das ist ja interessant!“ entfuhr es ihm bissig. Er erkannte langsam, daß er keine Gnade fand. Und das war ihm um so verdrießlicher, als er durch eine vertrauliche Umfrage beim Vormundschaftsgericht vorhin festgestellt hatte, was für eine vortreffliche Partie diese lebenswerte Stiefnichte des Herrn Duwigneau sei.

Das Verlangen, sich für ihre spröde Zurückhaltung zu rächen, kochte in ihm auf. Seine Eigenliebe hatte auf einen mühelosen Erfolg gerechnet. Statt dessen fühlte er sich schon bei seinem ersten Annäherungsversuch verschmäht. Wem zu Liebe? Zappelte sie trotz ihres gestrigen wortfunktenden Widerstandes in dem geschickt geworfenen Goldfischnetz des Hauptmanns Fernier, der bei allen Frauen Glück haben sollte? Oder war dessen Eifersucht auf den „Preussen“ echt und berechtigt?

Seine Augen bligten böse und seine Rippen preßten sich fester zusammen bei diesen Erwägungen. Aber dann trat schnell wieder das gewohnte Lächeln an seine Stelle.

„Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, Fräulein Duwigneau, pardon: Wittmann! Nicht wahr, so lautete doch Ihr richtiger Name? ... Als Verteidiger Ihres Schütlings würde ich Ihnen vielleicht allerlei berichten können, was Ihre Teilnahme erwecken dürfte!“ bemerkte er, sie scharf beobachtend.

Aber auch dieser letzte Versuch zeitigte nicht den erwarteten Erfolg. Gewarnt durch die zornigen Worte des deutschen Offiziers, die er über Dr. Belette geäußert hatte, verhielt sie sich auch dieser Lockung gegenüber kühl und ablehnend. Mit einem Achselzucken und Kopfschütteln gab sie eine verneinende Antwort.

Da zog er endlich den Hut mit dem gewohnten Schwung, so daß dessen Glanzspiegelung mit den Goldplomben zwischen seinen halbgeöffneten Lippen um die Wette bligten und nahm kurz Abschied.

Kapitän Cardon empfing sie mit einem sanften Vorwurf. Dr. Ferrand hatte ihm einen milden Bordeaux-Wein gestattelt. Statt dessen brachte ihm diese sonst so aufmerksame Schwester Zitronen-Limonade.

„Wofür wollen Sie mich strafen, Schwester Madelon?“ erkundigte er sich mit einem drollig-betrübten Gesicht und wirbelte die unvermeidlichen Parispipen. „Weil ich dem verdammten Engländer gestern die Wache angesagt habe? Glauben Sie, daß es ihm etwas geschadet hat? Oder fürchten Sie für den Neuen, der als alter Landsmann von Ihnen mich nun natürlich in den Schatten stellt? ... Aber mit dem gerate ich nicht aneinander! Das ist ein braver, ehrlicher Junge, wenn er für Frankreich auch verloren scheint! ... O, der ist so eigensinnig deutsch“, flüsterte er schallhaft, „daß er nicht einmal mit französischen Karten Piquet mit mir spielen will! Aber ich verachte ihn darum nicht. Und ich wollte, auch wir hätten einen Kaiser, wie den seinen, so stolz und mächtig und weitblickend! Es stände besser um Frankreich!“

„Ihren Rotwein erhalten Sie später, Herr Kapitän. Die Limonade trinken Sie für meinen Landsmann zur Gesell-

schaft mit!“ entgegenete sie ein wenig verlegen; denn sie hatte die dem Kapitän bewilligte Weinlabung einfach vergessen.

Kreihenbühl strahlte, als sie ihm das kühnende Getränk an die Lippen führte. In der sie so lieb und vertraut anmutenden Sprache der halb vergessenen Heimat dankt er ihr und gab seine Freude darüber kund, daß er gerade hierher und unter ihre Pflege geraten sei, so bedrückend er es auch empfunden, gefangen geworden zu sein.

Die alten Zwiespälte regten sich in ihr. Es gab so viele Elsäßer, die dem alten Vaterlande treu geblieben waren damals: so viele, die Deutschland verließen, wenn die Zeit nahte, zu der sie ins Heer eingereiht werden sollten. Und nun erkannte sie an anderen, daß sie anders gedacht und gehandelt sich für das neue Vaterland entschieden hatten. Und wie aus einer träumerischen Ferne hörte sie ihre Mutter zu ihrem Stiefvater sagen: „Das Elßaß ist immer deutsch gewesen, bis es uns durch tödliche Gewalt entrissen wurde! Und es wird wieder deutsch, verlaß dich darauf, Guh!“

Verschüttet und verschollen hatte das Wort in ihrem Gedächtnis speicher gelegen. Unverstanden hatte es sich in geheimnisvolle Tiefe gerettet. Nun tauchte es plötzlich ans Licht empor. Sie sah, wie die schöne, stattliche Frau erregt am Tische

Jung-Kriegers Abschied.

Du Mädel mit deinem blondlockigen Haar,
Mit dem schwellenden Busen im Nieder,
Mit den blauen Augen so hell und so klar,
Mit dem Munde voll schelmischer Lieder:
Komm, setz' dich zu mir noch einziges Mal,
Nun gilt es zu scheiden, zu meiden,
An der Seite schon blitzet der blanke Stahl,
Ich muß jetzt nach Welschland mit reiten,
Nach Rußland, Italien und zu den Serben,
Vielleicht auch noch an den Donaustrand,
Zu kämpfen, zu siegen, wohl auch zu sterben,
Für dich, für Kaiser und Vaterland.

H. v. Reuscher, Metzlg.



stand und mit Herrn Guh Duwigneau disputierte, wie der dann nach einem erregten Wortschwall ein Zeitungsblatt zerknüllte und verärgert das Zimmer verließ, während sie selbst erschrocken aus ihrer Puppen-Spielecke hervorschlüpfte und sich der Mutter jählich an den Hals hängte. Sonderbar, was ein Kindergehirn still aufbewahrt und zu gelegener Zeit an den Strand des Bewußtseins spülte, wie das Meer es mit Land und Kleinodien versunkener Geschlechter trieb!

Sie atmete tief auf und fragte aus einer blitzschnell gewobenen Kette verwandter Gedanken den Landsmann:

„Sie sagten, mein seliger Vater wäre ein richtiger Deutscher gewesen, Herr Kreihenbühl?“

„Awer freilich!“ bestätigte er freudig, „ein echter, ehrlicher Deutscher, dem an d'r Kaiser emol die Hand gedrückt hätt bin e große Fescht in Stroßburri, un d'Ytt us unserm Dorf deß sin g'sin, für 'ne zu säh!“

„Ich habe das nie gewußt!“ sagte sie, wie für sich, in wehmütiges Sinnen verloren. „Mein armer, guter Vater!“

„Schad', daß'r so frech hätt sterwe me'en!“ fügte der mitleidig aufsuchende Landsmann hinzu. „'s wär besser g'sinn fer uns alli fellenmols! Au fer Sie und Ihri Mamme, Madmo'sell!“

Ein leiser Seufzer entrang sich ihren Lippen.

„Was macht Ihri Mamme, Madmo'sell Wittmann?“ forschte er, um sie abzulenken und war nun doppelt betroffen, als er erfuhr, daß sie längst in der kühlen Erde ruhte.

„Des döht mir aber leid!“ murmelte er und streichelte brüderlich ihre weiche Hand, die noch immer das Glas umspannt hielt. Und dann sagte ihn flugs ein Erstaunen.

„Aber warum fin Se denn do geblieve und net heimkomme in unser scheenes Elsfah, Madmo'felle?“ fragte er.

Sie sah ihn trüb an, ohne zu antworten, und nötigte ihn, noch einmal zu trinken.

„Sin Sie net deutfch geblieve?“ erkundigte er sich zaghaft. Aber Coignard überhob sie jeden Bekenntnisses, indem er sie abrief. Dr. Ferrand brauchte ihre Beihilfe . . .

23.

Die Silvesterfeier im Kasino war unter allerlei grobsprecherischen Trinksprüchen bis zu einer nicht ganz echten Uebermuthsstimmung gediehen, als plötzlich einsetzender echter Kanonendonner von bisher nicht vernommener Stärke den lauten Trubel unterbrach. Man sah auf einmal blasse Gesichter und ängstliche Blicke. Lippen, die noch eben in prahlender Zuvorsicht gelächelt hatten, bekamen kramphafte Zuckungen, und der Reich, mit dem der Gerichtsrat Duvigneau gegen das Champagne-Spielglas der schönen Frau Loo aus Brüssel auf ihre baldige Heimkehr in das befreite Vaterland stieß, klappte bedenklich und verriet, wie jäh seine Hand von einem Zittern überfallen worden war.

Soldatenheime an der Front.

In der Heimat, in der Heimat,
Da gleibts ein Wiedersehn . . .

So schmettert es aus tausend frischen Kehlen, aus dem Mund breitschultriger Männer, wenn sie blumengeschmückt aus ihrer Stadt ausrücken, und ihre Augen zum letztenmal lieblosend über die vertrauten Häuser und Menschen gleiten — so klingt es von den Lippen fröhlicher Soldaten, wenn sie in harter Ausbildungszeit durch ein verschlafenes Dorf ziehen — so träumen unsere Grauen, wenn sie nach stundenlangen Märschen lehmgespritzt von blutigem Kampfe kommen.

In der Heimat, in der Heimat . . .

Ihre Gedanken irren in ihr vergangenes Leben zurück, wie verirrte Vögel, die sich nicht zurecht finden. Irgend eine Gestalt taucht vor ihnen auf: ein altes Mütterchen, das einen zerschossenen Brief ganz dicht an ihre Augen hält, ein frisches Ding, das den schmalen Goldreiß an ihren Fingern streift, ein wilder kleiner Junge, der einen Steden wie ein Gewehr präsentiert.

Aber diese Gehalten verschwimmen wieder weifenlos in nichts. Denn die grauen Kämpfer sind all die Friedenswerte so fremd geworden, dieselben Friedenswerte, für die sie doch ihr Leben einsehn. Und sie finden den Rahmen nicht mehr, für die ihnen lieben Menschen. Das alte Mütterlein sitzt wohl in der niedrigen Bauernstube . . . ja, ganz gewiß. . . Aber wie ist die Stube? Hell? . . . Freudlich? . . . Immer wieder drängt sich die Vorstellung einer verräucherten, dämigen russischen Hütte in ihr taufendes Erinnerung.

Die Briefe der Angehörigen, die teilnahmsvollen Grüße völlig fremder sind die einzigen Verbindungen mit der Heimat. Und die Männer draußen fühlen, wie sich leise Entfremdung einschleicht zwischen ihnen und jenen daheim. Was soll es ihnen, wenn sie erfahren, was der Pastor im Städtchen e nen musikalischen Abend veranstaltet, wie sich Freunde und Bekannte in anregendem Gedankenaustausch stiller einen? Auch sie lieben Musik, auch sie lieben die Stunden stiller Sammlung, auch sie haben Augen und Ohren, die nach Schönheit dürsten. Aber sie mühten gewaltig alles ausschalten, was ihr rhetorisches Bedürfnis erheischt, mühten ihre feilschen und geistigen Ansprüche herabzudrücken. Sie hören Trommelfeuer, das Stöhnen getroffener Kameraden, das Schreien gestürzter Pferde, das wilde Schlagen ihres eigenen Herzens, Stunde um Stunde — Nacht um Nacht. Und die kurze Ruhe, die ihnen vergönnt ist, gebiert in schauerhafter Stille aufs neue all den grenzenlosen Jammer in ihrem erschöpften Gehirn. Sie haben keine Ablenkung — haben nur das stetigliche Erinnern und das gefahnte Erwarten des Kommenden.

Da eines Tages stehen sie, die so viel Schweres wortlos erduldet fassunglos vor einem schlichten Liebeswerk.

Ein Stüchlein Heimat hat sich zu ihnen verirrt.

Ein kleines, sauberes Haus öffnet sich vor ihnen: „Soldaten-Heim“. Sie lächeln ungläubig. Heim! Wie ferne liegt das alles, wie fern. Der sie treten neugierig ein, steigen mit schweren Schritten die frisch geputzten Stiegen hinauf, stehen dann verwundet auf der Schwelle des hellen freundlichen Zimmers. Sie sehen Sessel und Stühle mit blühenden Blumen darauf, sehen buntweisse Vorhänge an den schwebenden Fenstern, sehen eine Schwester, die sie mit herzlichen Worten willkommen. In einem kleinen Gelaß finden sich Waschvorrichtungen und Handtücher, die Schlingengrabenröbe löst sich von ihrem Körper und erfrischt lassen sie sich zu einem gedeckten Tischchen führen. Ihnen ist zu Rute, als seien sie zu Hause, von schwerer Arbeit Mittagsmahlzeit heimgeführt.

Nach dem Essen werden sie durch das Spielzimmer in den Leses-

raum geleitet, Bücher und Zeitschriften liegen aufeinander gestapelt, laden zum Lesen ein. Sie lassen sich in einen Sessel fallen, schließen die Augen. Wie wohl das tut, ein bißchen zu Hause sein! Ihre Nerven beruhigen sich, ihr Blut kreist langsamer. Aus dem nebenliegenden Vortragssaal klingt aus heiserer Kehle Waldemar Bendlands frisches Volkslied „Annemarie!“ . . .

Der Hauptmann bequeme sich auch, ein paar Bemerkungen über die Gefechtslage zu machen und laut zu verkünden, daß alles nach Wunsch gehe.

Dann aber nahm er seine Tante Cecilie, die ja eine geborene Fermier war und ihm am nächsten stand, unbemerkt auf die Seite und tekte ihr leise mit:

Wenn diese verdammten Kerle, die Deutschen, so weiter draufgehen und unsere überanstrengten Bataillone nicht durch frische Truppen abgelöst werden, halten wir uns keine acht Tage mehr in den jetzigen Stellungen! . . . Bitt, sei still Tante! Es braucht heute noch niemand zu wissen! Aber du tätest vielleicht gut, deine Vorträge zu treffen, damit ihr nicht über Hals und Kopf davonzulaufen braucht, wenn der Feind auf einige Zeit hier Einteil halten sollte! . . . Wie gesagt, es ist eine Möglichkeit! Es kann auch anders kommen! Darum behalt' es streng für dich! Nur vergiß nicht, Madelon mitzunehmen, wenn du eine kleine Einkaufsreise oder so etwas nach Paris beabsichtigen solltest! Ihre Schwesterntätigkeit behagt mir sowieso nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Und schießt mich eine Kugel tot,
Kann ich nicht heimwärts wandern,
Dann wein dir nicht die Augen rot,
Nimm dir halt einen andern . . .

Wie schön das ist, wieder mal Rusik zu hören, und leise stimmen sie ein:

„Annemarie . . . Annemarie . . .
Es braucht ja grad' nicht einer sein von
meiner Kompanie!“

Und dabei fällt ihnen die blonde Grete ein, oder die schwarze Marta, oder die schlanke Liese, und was die wohl sagen würden, wenn sie wüßten, wie gute sie es jetzt haben! Die Schwester kommt leise auf sie zu, als hätte sie die Gedanken hinter der gebräunten Stirn gelesen — und führt ihre grauen Gäste in das Schreibzimmer, gibt ihnen Federn und Papier.

Nichts zu hören als die Federn, die über die Bogen tragen. Die Stille ist erfüllt von freundlichen Heimatbildern, und die Erregung langer, schwerer Monate löst sich in dankbaren Worten. Sie glauben es wieder, daß einmal Friede sein wird, und daß sie ihre Lieben wiedersehen werden. Ohne daß sie es merken, ist viel frohe Zubericht in sie eingelehrt, daß ihre eigenen Briefe Trost und Freude in die Heimat bringen, erschöpfte Kräfte aufstacheln zu neuem Tun.

Es sind prachtvolle Einrichtungen, diese Soldatenheime an allen Fronten. Gindenburg, der als einer der Ersten den unermesslichen Wert dieser Erholungsstätten milder Kräfte erkannte, nannte sie „Jegensreich“. Sein Wort, das so gewichtig ist, wie kaum das eines andern Menschen, weil er am allerbesten weiß, was Deutschland nott, ließ viele solcher Heime entstehen.

Es sind heute 400 Heime für Meer, Flotte und Eisenbahn geschaffen worden — mehr als eine Viertel Million Männer werden dort täglich beherbergt und bewirtet.

Aber wie viele Männer stehen im Felde? Wie viele erschöpfte Krieger können dieser Seignung nicht teilhaftig werden, weil die Möglichkeit fehlt, die mit ungeheuren Kosten und Schwierigkeiten beschafften Heime in genügender Anzahl zu errichten?!

Gerade wo nun auch die älteren Jahrgänge, die so lange als möglich geschont wurden, aus ihren Verufen, oft aus leitenden Stellen gerissen werden, um in einem gewaltigen Ansturm den eigenwilligen Widerstand unserer Feinde endgültig zu brechen — sind diese Soldatenheime eine der schönsten Eingebungen mitfühlender Menschen. Es sind die Orte, die den unermüdbaren Feldarbeitern Mut, Hoffnung und Trost geben und die fingerzwingende Kampfstimmung, die in dem Verwurfsen erstarkt, daß auch die Heimat opferwillig alles hergibt.

Deutschlands Heim-Heer hat die Taten nicht zugehalten in diesem Kriege — und auch in früheren nicht. Deutschlands Frauen, die 1813 ihre Trauringe und ihre Haare — die ein Teil ihrer Schönheit waren — auf dem Altar ihres Vaterlandes niederlegten — werden heute gern ihr Scherlein beisteuern, um Bäckern, Brüdern, um Männern und Söhnen die Erholungsstätten zu schaffen — die dem Heim gleicht, in dem sie gütig und liebevoll als Hausfrau walten.

Bera Bern.

■ Bilder aus großer Zeit. ■

„Zum Kriegsführen gehört Geld, dreimal Geld“, so lautet ein bekannter Ausspruch. Der Krieg wird mithin nicht allein auf dem Schlachtfelde, sondern auch durch Herbeischaffen der Geldmittel im Innern des Landes entschieden. Der jetzige Führer auf diesem Gebiet, dem es gelingt, diese Mittel so herbeizuschaffen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht leiden, ist ein ebenso erfolgreicher Führer im Kriege wie derjenige, der die Truppen zu einer siegreichen Schlacht führt. Das ist der Präsident des deutschen Reichsbankdirektoriums, Exzellenz von Havenstein, von dem wir



Reichsbankdirektor von Havenstein.

hier eine Aufnahme aus seinem Arbeitszimmer zeigen. Seiner zielbewußten Geldpolitik durch Festlegung des Goldbestandes lange Jahre vor dem Kriege und durch erfolgreiche Vermehrung dieses Goldbestandes bis auf mehr als 2½ Milliarden Mark, und die so



Die trugige Front des Soldatenheims in Mailand.

überaus erfolgreichen deutschen Kriegsanleihen sind sein besonderer Verdienst zu nennen. Er ist auch dafür bereits vom Kaiser ausgezeichnet worden. Von Havenstein kann auf eine 40-jährige Dienstzeit im Reichsdienst zurückblicken.

Für die Kriegstafel.

Büdlingschmand (Berliner Rezept). Im Wasserbade wird mit einer Tasse saurer Milch, Salz, Pfeffer, drei Löffel Margarine oder Öl, einem Löffel Mehl, geriebener Zwiebel, Pfeffer auf bekannte Weise unter Hinzugabe eines zuvor geschlagenen Eies, eine dicke Creme abgerührt und nachdem sie gänzlich erkaltet ist, 300 Gramm entgräteter, durch die Maschine getriebener Büdling, Fettbutter oder — sind sie gerade im Mischen billig zu laufen — Sprossen, darunter gezogen. Jegliches feingewiegte Grünzeug erhöht den Wohlgeschmack. — Ist es aber zu kostspielig, mundet der Aufstrich auch ohne dies ausgezeichnet.

Wiener Feringauslauf. 15 tags zuvor abgekochte Kartoffeln sind mit 3 gewässerten und entgräteten Feringen, 1 Zwiebel, 3 gewässerten Semmeln, Salz und Pfeffer durch die Maschine zu treiben, mit einem ganzen Ei zu durchmengen und, wenn der Teig nicht fest genug erscheint, was von den Kartoffeln abhängt — noch mit zwei Löffeln Weizenmehl zu festigen. Das Ganze ist in eine ausgefettete Backform zu geben und 1 Stunde im Bratofen zu backen. Dazu wird entweder eine Tomaten- oder Petersiliensauce gereicht.

Bommerische Reibkalt. 50 Gramm zerlassener feingeschnittener Zwick werden mit einer rohen, feingeschnittenen Zwiebel, 3 Liter heißem Wasser und Salz zum Kochen gebracht und mit 2 Löffel angerührtem Mehl dicklich gemacht. Dann werden die mit einem in Wasser getauchten Löffel von der Masse gestochenen Klöße oder auf gut Kommerisch Klößchen hineingelegt und bedecktes 20 Minuten gar gekocht. Rezept zu den Klößen: 125 Gramm Weizenmehl werden mit heißem Wasser zu einem sehr dicken Teig gerührt, dem ein Ei, geriebene gekochte Kartoffel, Salz und 1 Teelöffel Zucker beigegeben werden. In Milch, auch Magermilch, vorhanden, so kann anstatt des Fettes, die Hälfte Milch dem Wasser beigegeben werden. In diesem Falle schmeckt etwas gehackte Dill und sehr viel Petersilie gut daran.

Für größere Familien werde als Kaffee-Erhalt zur Däfte gebrannte Gerste und Erbsen genommen. Dazu bleibt beachtlich, daß die Erbsen längere Zeit zum Durchkochen brauchen als die Gerste,

also gesondert von einander gebrannt werden müssen. Zuletzt wie beim Bohnenkaffee auf 1 Pfund Korn ein Teelöffel Salz die Trommel gegeben und das Ganze tüchtig durchgeschüttelt. Mischung, zu der man auf 1 Liter Wasser 1½ Lot zur Hälfte Gerste und Erbsen nimmt, wird erst durchkocht und dann erst folglich getrunken nach Zusatz von ¼ Lot Wodka, die aber nicht jucken dürfen. Selbst Feinschmeckern mundet dieser Kaffee ausgezeichnet.

Wirsingwidel. In große, leicht überwellte Wirsingblätter folgende Füllung nach bekannter Art zu schichten und zu Wideln, die mit gebrühtem Garn zu umbinden sind, geformt zu schnüren: ½ Pfd. Rinderleber durch die Maschine zu treiben und mit dem nötigen Salz und Pfeffer, gedünsteten Zwiebeln, Tasse geriebener Semmeln oder Brot, einem ganzen Ei, 8 gekochten Kartoffeln (gerieben), zu untermischen. Der Teig muß fest sein kann auch kalt, sollte ein Rest bleiben, aufgeschnitten genossen werden.

Gemüsetopf. 10 rohe überbrühte, in feinste Scheiben geschnittene Kartoffeln, 4 ebenso zugerichtete feste Tomaten, 10 Kohlrabihand voll gebrühter Reis oder 100 Gramm in fingerlangen gebrochener Matfaroni sind in eine Boudingsform zu schichten, darüber ist folgende Fülle zu füllen: 2 Eier sind mit 3 Löffel einer großen Tasse Brühe, die aus einem gelösten Suppenwürfel breitet wurde, geriebener Zwiebel, zu schlagen, der rohen Masse zuzugeben. Danach ist das Ganze im Wasserbade 1½ Stunden zu kochen. Dazu sei eine Feringstunke gereicht.

Berliner Topf. ½ Pfund recht feingeschnittener Däse ist mit allem nur erhältlichen Suppengrün, als Petersilien, Borree, Sellerie und 1 Pfund kleinwürflich geschnittener Mohr 1 Tasse gebrühten Reis und 1 Pfund in Scheiben geschnittener Kartoffel, und Zugabe des nötigen Salzes anzukochen und 10 Minuten in die gutschließende Kochliste zu bringen.